

## DREIMAL BERLIN

(Ein Beitrag zu Lektüren und Gegenlektüren)

Für Peter Schultze-Kraft, der in Berlin geboren wurde, in altvertrauter Weise

*Man mochte aus einer alten Hauptstadt wie Wien kommen, hier in Berlin fühlte man sich als Provinzler und riss die Augen weit auf, bis sie sich daran gewöhnten, offen zu bleiben.*

Elias Canetti. Die Fackel im Ohr (Teil 4. Das Gedränge der Namen. Einladung ins Leere)

*Am Anfang meines Berlinaufenthalts floh ich vor der Einsamkeit. Ich suchte keine literarischen Cafés auf, diese Laboratorien des Alleinseins, ich rief meine Bekannten nicht an. Die Blücherstraße hatte mich aufgenommen und verbarg mich, als wäre ich ein Betrüger.*

Sándor Márai. Bekenntnisse eines Bürgers

Einmal fragte ich einen Rabbiner, warum man im Gebet *kadosh, kadosh, kadosh* („heilig, heilig, heilig“) sagt. Er antwortete, damit etwas für immer existieren könne, müsse man es mindestens dreimal erschaffen. Adam sei dreimal erschaffen worden (Adam Kadmon, Adam Ruach, Adam Adama), ein Maler sei erst nach dem dritten Bild ein Maler, ein Schriftsteller sei erst nach dem dritten Roman ein Schriftsteller usw. Vielleicht darum ist die Welt für die Kabbalisten ein Triptychon, das sich selbst enthält: in dem, was wir sehen, in dem, was wir verstehen, und in der Poesie, die es enthält. Ich weiß nicht, ob das stimmt oder nicht, aber ich möchte gern glauben, dass es so ist.

Damit dieses Berlin, das ich beschreiben will, existiert, möchte ich es durch die Dinge sehen, die ich sah und verstand (ich habe ein Tagebuch von über siebenhundert Seiten geschrieben), durch das, was ich in die Literatur einführte und was ich auf Spanisch, Französisch und Deutsch gelesen habe. Was die letztgenannte Sprache betrifft, so glaube ich, dass ich mehr erfunden habe, als was ich wirklich übersetzen konnte. Dieser Versuch,

in einer Sprache zu lesen, die man gerade erst erlernt, sodass man, weil man nicht richtig versteht, erfinden muss, was in ihr gesagt wird, war absurd. Oder, genauer gesagt, typisch für die Tropen. Ich bin in Landstrichen aufgewachsen, wo die Fabulierlust über der Vernunft steht. Manchmal frage ich mich, was Immanuel Kant dort getan hätte. Möglicherweise hätte er eine Kritik der heißen Vernunft geschrieben. Oder der Vorvernunft, was uns den Tieren und Pflanzen näher bringen und unsere Wollust und Unordnung rechtfertigen würde. Ich nehme mich von diesen beiden Eigenschaften nicht aus: In den Tropen gibt es für alle denselben Regen und Sonnenschein. Wenn man Jude in den Tropen ist und bleibt, wirkt so etwas nicht sonderbar, vielmehr wie ein weiterer Wahnsinn. Ich glaube, dass uns der Humor rettet.

### **Das erste Mal Berlin: was ich sah**

Eine Stadt besteht nicht zuerst aus Gebäuden, Parks, Straßen, Museen, Leuten, die aus den Fenstern sehen, usw., sondern ist eine geistige Landkarte, die man immer weiter ausgestaltet, je mehr man sie durchstreift. Notwendig sind Staunen, Schrecken, Neugier, das Unglaubliche, Unsagbare, Liebevoller, Schmutzige, die Geräusche, die dicken Damen, die dürren Trunkenbolde, kurz, alles, was man entdeckt, wenn man auf der Straße läuft; all das, was uns die Götter gewähren, wie Euripides sagt, wenn wir nichts von ihnen erbitten. Als Walter Benjamin über Berlin sprach, sagte er, es sei eine von einem Fluss durchzogene Bibliothek. Elias Canetti hingegen sah es durch die Vermittlung berühmter Persönlichkeiten (Bertolt Brecht, Isaak Babel, Ludwig Hardt). Sándor Márai verstand es durch Worte. Was man auch sagen mag, eine Stadt ist jedenfalls immer eine Vorstellung, die wir uns zu eigen machen. Deshalb stelle ich keine Vergleiche an. Ich hätte es für stumpfsinnig gehalten, Buenos Aires, New York, Paris, Madrid, Jerusalem oder Medellín in Berlin zu suchen. Sie alle sind unterschiedliche Vorstellungen. Und das verleiht einer Stadt ihren Wert: dass es außerhalb von ihr kein Heil gibt.

Von Berlin habe ich vieles gesehen. Zuerst das, was ich sehen wollte: die Stadt des Kriegs und der Mauer. Ich gehöre zu einer Generation, die Berlin in Texten und Filmen

kennen lernte, wo es um Schüsse, Bombenangriffe, über Mauern springende Leute, Spione, Uhren stehlende russische Soldaten und verworrene Liebesgeschichten schwarzer GIs und weißer Frauen ging. Das heißt, es war das Bild einer Stadt, in der ständig etwas Angst Erregendes geschah. Als kleiner Junge stellte ich mir Berlin als eine Stadt voller Abenteurer vor, und wenn man dorthin kam, bedeutete so etwas zwangsläufig, dass man eine Form der Hölle aus der Nähe kennen lernte. Und da wir Menschen nun einmal krankhafte Neigungen haben und uns Eros und Thanatos gleichermaßen anziehen, wollte ich die zerstörte und überwachte Stadt (*mit vielen Spionen*) sehen, und entdeckte nur Überbleibsel und Spuren alter Kneipen. Sicherlich mehr Fotos und Denkmale als Überbleibsel. Da man Fotos in Büchern aufspürt und ich bei einem Denkmal lieber eine Zigarette rauche, als dass ich daneben ein Foto mache (vor Denkmalen sehen die Leute hässlicher und schutzloser aus), kam ich zu dem Schluss, dass ich diese Stadt, die ich sehen wollte, besser aufs Geratewohl und unvermittelt entdecken würde, als wenn ich mich nach der Route auf einem Stadtplan oder nach einem von diesen makabren Kriegshandbüchern richtete, die man dort findet und die irgendein Geisteskranker geschrieben hat. Für solche Leute gibt es ja bekanntlich nur eine Wirklichkeit, im Allgemeinen die düsterste: die der Propaganda.

Von der Stadt, die ich ursprünglich sehen wollte, bekam ich wenig zu sehen. Tatsächlich ging es mir auf die Nerven, irgendwo Schlange zu stehen, um hineinzukommen. Außerdem war es fürchterlich kalt und windig. Das heißt, als Tourist bin ich eine Katastrophe, und hält man sich an die Fotos, die ich aufnehmen konnte, oder an die Denkmale und Museen, die ich kennen lernte, nachdem ich in einer Schlange gewartet hatte, so werden nur wenige erfahren, dass ich einmal in Berlin gewesen bin.

Damals begann ich, Berlin aus dem Fenster meines Arbeitszimmers in der Wielandstraße zu betrachten. Dort hatte ich drei Wahlmöglichkeiten: 1. Die Rückseite einiger Gebäude und mitunter ein paar spielende Kinder zu sehen; so konnte ich mir vorstellen, was sich hinter den Wänden und Gardinen verbarg, besonders, wenn es schneite. 2. Den Nachbarn auf der gemeinsamen, nach Ammoniak riechenden Treppe zu begegnen. Diese Treppe, die an den Jugendstil denken ließ, kam mir manchmal endlos lang

vor, wenn ich hinauf- oder hinunterstieg. Damals stellte ich viele Vermutungen über die Geschichte dieses Gebäudes an, das den Krieg überlebt hatte. Zum Beispiel, dass man nachts in einer Wohnung Walzer tanzte, wobei die Tänzer den alliierten Bombenangriffen mit Champagner zuprosteten. Das ist eine kitschige, aber faszinierende Vorstellung. 3. Vom Balkon aus die Straße zu sehen. Die Leute, die dort vorbeikamen, trugen Hüte und schauten nie nach oben.

Doch so war es nur am Anfang, als mich die Kälte zwang, in der Wohnung zu bleiben. Als ich allmählich auf die Straßen hinauskam, um Brot, Zigaretten und Wein zu kaufen, außerdem die Welt Kompakt (eine Zeitung, von der ich glaubte, weil sie klein war, dass ich sie leichter lesen könnte) usw., erweiterten die Gesichter mein Bild der Stadt. Nun entdeckte ich Berlin im Gesicht der Frau, die an der Kasse im Supermarkt bediente, in dem des Türken, der Falafel zubereitete, des Antiquars, der über seine Brille hinwegblickte, der Buchhändlerin, die staubiges Haar hatte, eines Mannes, der Teddybären auf die Straße stellte und schließlich meiner jüngeren Tochter ein buntes Springseil verkaufte. In diesen runden, langen, dicken, dünnen, blassen, quadratischen, dreieckigen Gesichtern gestaltete sich für mich die Stadt mit ihren Möglichkeiten eines sozialen Gefüges. Diese Gesichter vermittelten Grüße und Wörter, sie wiederholten diejenigen, die ich nicht richtig aussprach, sie brachten Pfiffe und kurze Fragen hervor, bekundeten Erstaunen und Neugier. Wenn man sich in einer Stadt befindet, mit der man nicht zu Rande kommt, ist es am wichtigsten, Gesichter kennen zu lernen, bevor man sich mit Straßen und Adressen vertraut macht, Schilder übersetzt und fragen kann, wie teuer etwas ist. Die Gesichter, die unterschiedliche Größen, Augen, Ohren, Nasen, Münder, Blicke, Stirnen und Haare haben, sind der erste Eindruck, den man von der Stadt bekommt. In diesen Gesichtern (die besagen, dass es einen anderen gibt) erkennt man sich wieder oder schließt sich aus. Man fügt sich ein oder geht. Zu meinem Glück (der Grund ist vielleicht, dass ich nie viel Geld ausgeben konnte) fügte ich mich durch die Vermittlung der Gesichter in die Stadt ein. Ich wurde wieder erkannt von dem Mädchen, das Zeitungen und Zigaretten verkaufte und das ich regelmäßig entdeckte, wenn es sich hinter einem Baum verbarg; von Giria, der Türkin, die ihrem Onkel

in der Kneipe half und nachts lernte, um Sekretärin zu werden; von dem mageren Mann des Internet-Service, der mich unterstützte, als ich einen gebrauchten Computer kaufte; von der Dame im ersten Stock, die mich musterte und anlächelte; von Christoph, der mir so viele Stadtpläne schenkte, dass sie ausgereicht hätten, um einen Brand zu legen; von Sophie, die mit ihrem Lachen meine ganze Wohnung erfüllte und uns zeigte, wie man einen Kaffee kocht, der bitter genug ist, damit man nicht in Depressionen verfällt. Wie gesagt, durch die Vermittlung der Gesichter fand ich Zugang zu Berlin. Als ich die Metallgesichter im Jüdischen Museum erblickte, fand ich dann einen Zugang zur Shoah. Aber nicht zur Shoah mit dem unter Strom stehenden Stacheldraht und den mit Menschen überfüllten Zügen, sondern zu dem, was ihr vorausging, zu den Berliner Juden, die gelbe Sterne probierten, um sie an ihre Kleidung anzunähen. Wir müssen mit Würde sterben, so elegant, wie wir können.

Danach veranschaulichten mir nicht mehr die Gesichter jene Stadt, die ich allmählich kennen lernte. Vielmehr machte ich nun Ausflüge über mein Viertel hinaus. Das heißt: Berlin (das anfangs aus Friedenau und den Nachbarn bestand) erweiterte sich geometrisch durch das S- und U-Bahnsystem. Wenn man diese Züge benutzt, kann man Äußeres und Inneres sehen, Gesellschaftsklassen, Leute, die einander gern haben, und andere, denen es egal ist, ob sich ein Roboter oder ein Aussätziger neben sie setzt. So erweitert sich die Sicht der Stadt durch das S-Bahnsystem. In der S-1 fahren zum Beispiel nicht dieselben Leute wie in der U-8. Und die Leute acht Uhr morgens sind nicht die gleichen wie die neun Uhr abends. Auch nicht die, die lesen, und die, die mit offenen Augen schlafen, die sich fragen, wo sie sind, und die, die Schilder betrachten, auf denen man dem eine Belohnung verspricht, der jemanden anzeigt, weil er versucht, die Wände oder Sitze zu zerkratzen.

Die Züge haben immer den Zufall ermöglicht, denn sie fahren von einem Raum zum anderen, wie Sisyphus, die ein- und ausladen. Ein Fahrgast, der sich nicht an festgelegte Zeitpläne hält (wie in meinem Fall), kann einen großen Teil der Stadt vereinnahmen, indem er bloß eine Tageskarte kauft und ohne konkretes Ziel fährt. Wenn man von einer oberirdischen Station zu einer unterirdischen gelangt, wenn man in einen Wagen einsteigt oder ihn verlässt, bietet einem das viele Bilder, von dem Schüler, der sich unter der Last

seines Ranzens beinahe zusammenkrümmt, bis zu der Frau, die sich an diesem Tag zum Ausgehen entschlossen hat, um jemanden zu suchen, der sie liebt. Was man sieht, ist in metaphorischer Hinsicht großartig: Es ist die Welt, die sich bewegt, sich wandelt, sich zusammenzieht und erweitert, die modern und alt ist, die sich wiederholt und gleichzeitig immer anders ist, denn jeder einzelne hat eine unterschiedliche Geschichte, die man erschließen oder sich vorstellen kann. Da es Aufgabe der Literatur ist, zu erzählen, was geschehen sein könnte (hierin unterscheidet sie sich von Journalismus und Geschichtsschreibung), bieten die Züge ein unerschöpfliches Material, das die Lage des Menschen in seinen einzelnen Zuständen veranschaulicht. Das beweist, dass wir nicht gleich sind, wobei ich die um Verzeihung bitte, die an G'tt und die Menschenrechte glauben.

Aus der S- und U-Bahn erblickte ich sich vervielfältigende Gebäude und verschiedene Arten der Dunkelheit. Ich verspürte unterschiedliche Kälte und Hitze, und im Wagen hörte ich so manch eine Sprache. Diese auf Russisch, Türkisch, Spanisch, Polnisch, Englisch, Italienisch, Hebräisch, Hochdeutsch, Süddeutsch, Serbisch, Bambara usw. gesagten Worte bekundeten mir ein kosmopolitisches Berlin, in dem ich mich verirren könnte, wenn ich wollte. Ich dachte an Sándor Márai, der in *Bekenntnisse eines Bürgers* sagt, in Berlin erwache man mit der Gewissheit, dass etwas Neues geschehen werde und man sich hierfür jung fühlen müsse. In anderen Städten geschieht so etwas nicht, wo das, was man als möglich vorausahnt, abscheulich ist.

Zwar erfuhr ich von Leuten, die in den Zügen und auf den Bahnhöfen leben. (Sie nutzen eine Monatskarte und kommen heimlich in den Toiletten unter.) Doch sobald ich Berlin von den S-Bahnen aus und in ihnen gesehen hatte, ging ich auf die Straße und beobachtete die ehemaligen Kommunisten auf dem Alexanderplatz, die Juden in der Oranienstraße, die kleinen Säufer vom Zoologischen Garten, die Vietnamesen in Pankow, die Kubaner, die von alten Frauen leben und sich in der Umgebung von Jannowitzbrücke aufhalten, die Damen von Dahlem, die Russen, die sündhaft teure Sachen in der Friedrichstraße kaufen, die Kinder, die über den Savignyplatz laufen, die Mädchen vom Hackeschen Markt, einen Fachmann für hegelfeindliche Texte, der ständig eine erloschene

Zigarette zwischen den Lippen hält (es heißt, am Abend verspeise er sie) und der in Tempelhof auftaucht. Schließlich gibt es auf den Berliner Straßen viel zu viel zu sehen, außer den Gebäuden, Straßenbahnen und Taxis, Parks und Plätzen. Und dieses Zuviel findet Eingang in die Geschichten, die von einem Ort zum anderen wandern, zu Fuß, auf dem Fahrrad, von Bänken und Fensterbrettern her. Obwohl ich von einer Stadt sprechen könnte, in der das Absurde blüht, wie dies in Buenos Aires geschieht, hat dieses Absurde hier eine Ordnung. Es gehorcht Normen, es hat Terminkalender, es hütet sich, über die Straße zu laufen, wenn die Ampel auf Rot steht, es bezahlt rechtzeitig die Miete, lebt mit kleinen Vögeln zusammen und hält Mittagsruhe. Die Straßen sind maßgeblich für die Schlafenden und für jene, die hinausgehen, um sich zu vergewissern, dass nicht wahr ist, was sie geträumt haben. Sie messen auch die Versorgungsdichte der S-Bahn pro Kopf der Bevölkerung und die unterschiedlichen Verschmutzungsgrade. Kurz gesagt: Auf den Berliner Straßen bekommen wir Schriftsteller viel zu sehen und zu hören, damit wir es mit unserer Phantasie ausgestalten. Und das alles, weil einen niemand stößt und man auch nicht mit der Paranoia lebt, dass man in Löcher starrt, in die man hineinstürzen könnte. Wie gesagt, alles Absurde hat seine Ordnung. Das heißt, es gibt eine Logik, die keine ist. Etwas Derartiges hat Martin Buber erwähnt.

Da man spürt, wie einem bei dem vielen Herumlaufen auf den Straßen die Füße anschwellen, vor allem (in meinem Fall und als Kreislaufproblem) im Winter und im Sommer, wirken die Kneipen und Cafés wie die Frau, die man sucht, um auszuruhen. Bei meinen langen Wanderungen in Regen und Schnee lernte ich ziemlich viele Lokale kennen, wo ich einen Kaffee, eine Schokolade, ein Bier trinken konnte. Dort verfasste ich die Notizen zu den Romanen, die ich jetzt schreibe. Einer von ihnen behandelt diese Stadt und uns Juden, die wir hartnäckig darauf bestehen, weiterhin zu bleiben, was wir sind, Leute, die immer auf Reisen gehen und versuchen, Argumente in den Büchern zu finden. Ich glaube, wenn Canetti *Die Blendung* in Berlin geschrieben hätte, so hätte sein Sinologe Kien nicht die Bücher verbrannt, sondern sie dermaßen vermehrt, dass er keine Leere, vielmehr endlose Verwirrung geschaffen hätte. Ich stelle mir Borges vor, wie er dieses stürmische Meer

befahren hätte.

Von den Berliner Kneipen und Cafés erinnere ich mich an das „Jedermann“ und seine tropische Musik vor ein Uhr nachmittags. Einen Besuch lohnte die Schokolade des Lokals, das man erst nach einer zweiten Zigarette wieder verließ. Ich denke auch an die Wärme und das ungarisch-pariserische Flair des „Zwiebelfisch“. Dort las ich mehrmals Zeitungen und knüpfte heimliche Liebesbeziehungen zu einer Frau mit gelbem Hut an. Dazu, schon in der Nähe meiner Wohnung, das S-Bahn-Café. Tomatensuppe, serbische Musik und Frauen mit brandrotem Haar. Diese Kneipen und Cafés inspirierten mich zusammen mit anderen, in meinem Gedächtnis namenlosen, die Gestalt Rajéls zu erfinden, eine Person, die im ersten Romankapitel stirbt. Das tat ich, damit ich sie in den folgenden Kapiteln wieder heraufbeschwören konnte.

Das sah ich in Berlin, und damit erschaffe ich die Stadt zum ersten Mal.

### **Das zweite Mal Berlin: was ich verstand**

Wie Baruch Spinoza erklärt, ist die Ausdehnung ein Attribut, das es ermöglicht, Zeiten, Räume, Mögliches und Unmögliches zu messen. Aus der Ausdehnung entstehen die Modi, die Akzidenzien, der Grund des Willens und die angemessenen oder unangemessenen Ideen, die es erlauben, Zugang zu einem zweiten Attribut zu finden: dem des Verstehens. Und wenn man sagt, dass man eine Stadt verstehe, so gehört dazu, dass man sie liebt und verflucht, dass man in ihr untertaucht und sich ihr entzieht, um doch eingefangen zu werden. Am wichtigsten ist, dass man sie in all ihren Teilen spürt. Eine Stadt, in der man einen Rundgang nach einem festen Zeitplan unternimmt (wie es Besucher tun), wird deshalb zwar gesehen, aber nicht erkannt und noch weniger verstanden. Wie geliebte Frauen verlangt die Stadt zahlreiche ständige Berührungen, ein paar Routinen, einige Schrecken und ein großes Maß an Poesie. Borges hat gesagt, dass Städte in dem Maße existieren, wie sie Worte haben, um erträumt zu werden.

Von Berlin verstand ich nun mehrere Dinge: 1. Dass man in den Zügen eine ganze Weile schlafen kann (wenn man zum Beispiel nach Schönefeld fährt), während die Stadt

vorbeizieht, ohne dass man sie sieht oder vorausahnt. Das heißt, dass viele Schläfer der Stadt ausweichen, während sie hindurchfahren. Das würde erklären, warum manche in Berlin leben, ohne zu merken, dass sie hier sind. 2. Dass die Ländergrenzen nicht an einem geographischen Ort, sondern bei den Leuten beginnen. Und dass man mit den Leuten und nicht durch einen Passkontrollschalter Zugang zum Land findet. In den kosmopolitischen Städten erlebt man das Erste ständig. So etwa braucht man weniger als eine Straße, um in Neukölln von Griechenland nach Rumänien zu gelangen. In Kreuzberg kommt man von einem ecuadorianischen Ort zu einem Ort im ländlichen Anatolien, indem man sich lediglich an einen anderen Tisch setzt. Das liegt aber nicht an dem, was man sieht, denn sonst könnte man sich täuschen lassen (an allen Orten der Erde gibt es Sammler von Kuriositäten), sondern daran, wie man spricht, denn das ist die Art, wie wir die Welt verstehen. Man weiß ja, die Welt ist eher in den Worten als den Dingen enthalten. Und dass die Worte, wenn man sie ausspricht, singt, beißt, erweitert oder verschweigt, der Sache einen Sinn geben. Das heißt, das Verstehen eines Landes oder einer Stadt beruht auf den Worten, die man gehört hat, den Gesten, Bewegungen und neuen Worten, die hieraus entstehen. Durch das gesprochene Wort verstand ich, dass es viele Länder in Berlin gibt, manche mit geschlossenen Grenzen, andere beinahe ohne Grenzen oder ganz und gar ohne Grenzen. Charlottenburg und Schöneberg, glaube ich, sind die offensten Orte Berlins. Dort redet man die ganze Zeit, und das Einzige, was man verlangt, ist, reden zu dürfen. In jeder Sprache, weil es immer jemanden gibt, der gerade diese annähernd oder gut versteht. 3. Ich habe verstanden, dass wenige alte Frauen an Herzkrankheiten sterben. Vielleicht haben sie ein hartes oder allzu weites Herz. Beides ist möglich. Alles hängt davon ab, was sie in Erinnerung bewahren. 4. Ich verstand, dass sich Berlin ständig verändert. Hier ist alles im Fluss, im Widerspruch zur Theorie von der ewigen Wiederkunft. Es bleiben Eindrücke, Spuren, Statuen, Adler, Fotos, doch bei dem, was in Katalogen und auf Straßen erscheint, lässt sich schon ein Unterschied feststellen. Als ich das Standbild Friedrichs des Großen betrachtete, kam es mir so vor, als sähe ich eher einen Verkehrspolizisten oder einen Ingenieur, der einen Bau leitet. 5. Ich konnte verstehen, dass die beste Zuflucht für einen

Schriftsteller keine Buchhandlung oder Bibliothek, sondern ein kleines Café ist. An einem Tisch wartet er dort auf die Erzählung oder den Beginn des Romans. Oder auf den Entschluss, zu vernichten, was er bisher erarbeitet hat. In den Cafés erreicht man einen bestimmten Bewusstseinszustand. Darum hielt Montesquieu sie immer für gefährliche Orte.

6. Ich verstand: Worüber die Türken am liebsten sprechen, ist, dass sie einmal in Spanien gewesen sind. Irgendwie sehen sie diese Region als das Ende der Welt an. Wenn sie Spanien besucht haben, reden sie darum viel davon und vom Fußball, sonst nur vom Fußball.

7. Ich verstand etwas von Berlins erstaunlicher Fähigkeit, die Schuld auf sich zu nehmen, sie zu empfinden und zu verstehen. Sie zu bekunden, damit es diese Schuld und keine andere ist, die es ermöglicht, ein Bewusstsein der Stadt zu haben, und zwar nicht als eines schuldigen Orts, sondern als eines Orts, an dem man sich zur Verantwortung und im weiteren Sinne zur Wiedergutmachung bekennt. Es gibt viele Schuldige in der Welt, aber sehr wenige Verantwortliche. Verantwortung verlangt, sich selbst zu sehen und zu

entdecken, dass man noch Würde hat. 8. Als ich durch Berlin lief und mich in den Straßen der Stadtviertel verirrte, verstand ich, dass es viele ungeschriebene Gesetze gibt. Und dass man diese Gesetze verletzt, wenn man eine Zigarette anbietet, oder dass man sie einhält, wenn man die Straße wechselt. In allen Städten, die ich kenne, gibt es diese

Untergrundgesetze. Sie sind vorhanden, die Regierung kann sie nicht kontrollieren, sie sind die Grenzen, die sich die Menschen aus Tradition, Langeweile oder lediglich aus Protest setzen. Es wäre albern, wenn man sie beurteilen wollte: Sie sind einfach da und gehören

zum notwendigen Kollektivgedächtnis. 9. In diesem Berlin unter freiem Himmel verstand ich die deutschen Juden: Sie kehrten zurück, weil sie Deutsche waren, denn das Vaterland waren die Sprache, die Stadt, die riesige Bibliothek, die sie durchzieht. Mit den

sephardischen Juden geschieht etwas Ähnliches: Wir bewahren Spanien im

Judenspanischen, dem „Ladino“. Und wer zurückkehrt, sagt, er sei nie fortgegangen. Man ist

der Ort, wo die Worte einem die Dinge erschaffen. 10. In den Wohnungen, auf den Treppen,

durch die Fenster verstand ich auch, dass Berlin ein großer Roman und ein notwendiger

Übergang in der Arbeit eines Schriftstellers ist. Hier gibt es ein unermessliches Bedürfnis,

das Ungesagte auszudrücken. Nichts ist ausgeschöpft: Immer bleiben eine Entdeckung, eine Vermutung, eine tiefere Freude oder Trauer übrig. Allzu viele Worte und Geschichten schweben dort in der Luft, und der Schriftsteller springt und rutscht aus, steigt hoch und hinunter wie ein Schmetterlingsjäger. Seine Sammlung wächst. Ich vermute, das liegt an den vielen verschlossenen Fenstern, an den vielen Leuten, die sich in ihre Mäntel ver mummen, und an denen, die erreichen möchten, dass man sie liebt, die aber nicht den nötigen Mut aufbringen.

Wenn man eine Stadt wie Berlin verstehen will, verlangt das Geduld und Empfänglichkeit für den Zufall. Etwas Ähnliches, als läse man ein Buch in einer gerade erst entzifferten Sprache. Anekdoten gibt es wenige, es geht eher um Poesie, Fragen, Literatur. Berlin ist als Stadt nicht zum Suchen da, weil alles vorhanden ist. Selbst die Mauer. Und damit meine ich nicht diese Mauerstücke, die die Touristen anfassen, sondern die Mauer, über die man spricht, die man sich ausdenkt, diese Mauer, die manche immer noch erleben und die sie immer noch mit der Vorstellung hinter sich lassen, dass jemand schießen könnte.

Ein Schriftsteller versteht die Städte so weitgehend, wie es den Worten gelingt, sie festzuhalten. Das heißt, so weitgehend, wie es gelingt, besondere Erinnerungen an sie zu gestalten. Im Jahr 2005, als es einen strengen Winter und im Herbst tiefrote Bäume gab, dachte und schrieb ich vieles über die Stadt. Schreiben ist eine Möglichkeit, Fotos zu machen, ohne dass jemand etwas merkt oder sich belästigt fühlt. Man sieht, wie jemand in einem Café schreibt, und die Gäste stellen sich alles Mögliche vor: Er erledigt eine Aufgabe, macht eine Bestandsaufnahme, probiert einen Stift aus, prüft Rechnungen, bereitet einen Einbruch vor, unterzieht sich der Pflicht, tausendmal zu schreiben: „Das darf ich nicht tun.“ Nun ja. Man schreibt in Berlin, und für niemanden sonst geschieht etwas Besonderes, außer allein für einen selbst, für den Schreibenden, der die Stadt Wort für Wort verschlingt. Dann würde ich sagen, dass dieser „Civitophage“ (nehmen wir einmal an, dass das ein richtiges Wort ist und „Städteverschlinger“ heißen soll) nach vielen Worten heimkehrt und mit den geschriebenen Worten eine Stadt für sich selbst nachgestaltet, eine eigene Stadt, die ihm

niemand wegnehmen kann. Das habe ich verstanden, als ich in Berlin schrieb. Und darum bin auch ich ein Berliner. Ich habe geschrieben und beschrieben, etwas über die Stadt geschaffen und bestätigt. Vielleicht ist es nicht die Stadt selbst, sondern eine andere, die ich mir erfunden habe. Jedenfalls heißt sie Berlin, und ich kann nicht mehr aus ihr fortgehen. Nicht deshalb, weil ich gefangen oder Zwangsneurotiker geworden bin oder auch Sadist beziehungsweise Masochist werden möchte. Es gibt viele Möglichkeiten, wie man an einer Vorstellung festhält. Aber das trifft für mich nicht zu. Ich habe einfach über Berlin geschrieben, und die Stadt (die Menschen, die die Stadt ausmachen) lebte in meinem Gedächtnis und meiner Literatur weiter. Wir Schriftsteller sind gefährliche Leute. Was wir sehen, nehmen wir in Wortgestalt mit. Und dann spielen wir damit oder quälen uns.

Baruch Spinoza erläutert das Attribut der Ausdehnung mit geometrischen Begriffen. Ebenso kann ich einen in Charlottenburg lebenden Klavierspieler oder meinen Tischgefährten gestalten, dessen Roman „Dunkle Gesellschaft“ ich gelesen habe, wobei ich ihn abschrieb und dafür ein Wörterbuch benutzte. Nie hatte ich so langsam gelesen und die Welt so ganz anders verstanden. Ich glaube, meine Leseindrücke widersprechen denen aller Kritiker, der Absicht des Autors und auch allem, was man von Flüssen weiß. Trotzdem besteht die Ausdehnung gerade darin: dass man misst, ohne innezuhalten. Das Verständnis bildet sich als Folge dieser Übung heraus. Ob man nun richtig oder falsch verstanden hat (ich habe mich nie darum gekümmert, ins Schwarze zu treffen), jedenfalls ist es ein persönlicher Eindruck.

Von Berlin verstand ich damals, dass ich weiter lebte und alte Phantome verscheuchen konnte, um neue in mich aufzunehmen. Die Literatur nährt sich von Phantomen, Erscheinungen, Schatten, verschwommenen Gestalten, halb heraufbeschworenen Leuten, Möglichkeiten und Verboten. Und von Liedern, die zu Zeitreisen anregen. In Berlin hörte ich viel Musik und viele Lieder, besonders die des alten Cabarets. Von all diesen Klängen, die tatsächlich kleine Geschichten wiedergeben und deshalb ungeheuer schön sind, gefiel mir die Stimme Zarah Leanders am besten. Diese Frau, die ja nicht aus Berlin stammte und keine Deutsche war, hat sich in Berlin zu einer

Persönlichkeit entwickelt und gehört nun schon zu dieser Stadt. Wenigstens zu dem Berlin, das ich mir erschaffen habe und in dem ich wohne, wann ich will.

In der Literatur, glaube ich, muss man keine vernünftigen Gründe verstehen (das überlasse ich Psychoanalytikern und Wissenschaftlern), sondern das Unvernünftige. In diesem Sinne bin ich ganz Freudianer. Interesse verdient, was sich ausdehnt und sich verfinstert, nicht das, was Grenzen hat und sich angemessen verstehen (oder vortäuschen) lässt. Von Berlin verstand ich damals viel Unvernünftiges, was mir Erfindungen, das heißt den Schriftstellerberuf ermöglichte.

### **Das dritte Mal Berlin: was ich las**

Weiter oben habe ich erwähnt, dass Walter Benjamin Berlin als eine von einem Fluss durchzogene Bibliothek bezeichnete. Dieser Satz, den ich zufällig irgendwo las, konnte aus einer Zeitschrift oder einem Buch stammen, und für mich wurde er zu einem Ziel. Manchmal ging ich nicht zum Fluss oder zu irgendeinem Kanal, doch alle Tage machte ich einen langen Spaziergang und wollte entziffern, was in der Bibliotheksstadt geschrieben stand. Ich begann mit den Schildern, deren Texte ich sorgfältig notierte und dann zu Hause übersetzte. Sie sprachen von Verkaufsangeboten, außerdem gab es Verbote, Hinweise auf Gottesdienstzeiten, Bushaltestellen und Züge, deren Fahrt an einem Bahnhof endete, sodass man in einen Bus umsteigen musste, um einen anderen Bahnhof zu erreichen und dort die Zugfahrt fortzusetzen. Ich notierte auch, was die Werbeplakate verkündeten, die Tafeln der Restaurants, auf denen das Tagesmenü angeboten wurde, die Operaufführungen usw.

Diese erste situationsbedingte Leseübung entdeckte mir, was in der Welt der Fußgänger was war (das nennt man umstandsabhängige Erkenntnis, und es vermittelt eine grundsätzliche Vorstellung von der Umwelt). Das bewog mich, immer ein Wörterbuch, ein kleines Notizbuch und einen Bleistift in der Tasche zu haben. Aus diesen ersten Werbetexten, die ich abschrieb und recht und schlecht übersetzte, ergaben sich interessante Anmerkungen. Zum Beispiel: Was sollte man im Fall eines Wolkenbruchs mit

einer Wurst machen oder wie könnte man einen U-Bahn-Zug in Scheiben schneiden und anbieten. Diese Übung war wirklich leicht. Ich schrieb den Werbetext ab, übersetzte ihn, und danach bildete ich Sätze mit den erlernten Wörtern, von denen die meisten absurd und komisch waren. Wenn ich etwa wusste, was „Gleis“ und „Brot“ auf Deutsch heißen, konnte ich den Zug auf Brot drei erwarten und das Gleis essen. Ich konnte mir auch den Zug in den Mund stecken und in einen Schuh einsteigen, der bis Wannsee fuhr. Ich glaube, in den ersten Tagen las ich nicht die Bibliothek, die Walter Benjamin gemeint hatte, doch es gelang mir, ihr Wörter und kurze Sätze zu entnehmen, um ein paar Tests zu machen, während ich einen Kaffee trank.

Im Lauf der Tage (im Lauf der Tage geschieht immer etwas) las ich allmählich architektonische Räume und schrieb ihnen eine Bedeutung zu, wie es dem jeweiligen Wetter, Zeitpunkt und meinem Gemütszustand entsprach. Am Anfang ließ ich mich von Vergleichen hinters Licht führen. Ich bemühte mich, das nach Berlin zu versetzen, was ich in Buenos Aires, Madrid, Jerusalem und Medellín kennen gelernt hatte, damit ich wirklich durchschaute, was ich aus dem von mir Gesehenen herauslas. Schließlich entdeckte ich in dem, was ich las, Ungeheuer; denn man schafft Unordnung, wenn man mehrere Dinge vergleicht. Nun änderte ich die Methode und entschied mich für Analogien. Ich richtete mich nach dem System des Isidor von Sevilla. Dieses besteht darin, ausgehend von einem bestimmten Punkt eine geistige Landkarte zu schaffen. So etwa hat jedes Fenster eine Gardine, und die Gardine wurde in einem Laden verkauft, der an einer Straße liegt, und dort hängt ein Schild, das Parken verbietet, das heißt, dass man dort vorher behelfsmäßig geparkt hatte usw. Das System Isidors (diesem Autor verdanken wir die geopolitischen und wirtschaftlichen Auffassungen von Nord und Süd) veranlasste mich, was ich vor mir hatte, auf unendlich vielfältige Weise zu lesen. Wenn sich das eine zwangsläufig mit dem anderen verband, gab es in jeder winzigen Sache eine Geschichte, die von bestimmten Erinnerungen ausging (was es in ihnen gab) und zu einem Phantasiebild führte, was es dort gegeben haben könnte. Wie Borges sagen würde: Jede Lektüre enthält eine Erinnerung (Worte, die man eingefangen hat und die unverrückbar feststehen) und eine Erfindung (was man von

dem dort Geschriebenen nicht gesagt hat).

Die Stadt nach Art Isidors (oder nach Art von Borges, wenn man so will) zu lesen, stellte mich vor eine gewaltige Aufgabe. Es bedeutete etwas, das sich sehr gut für Elias Canetti geeignet hätte. Dieser Mann zerlegte alles in kleinste Einzelteile. Ich nicht. Um nicht mit meinem Projekt zu scheitern (das aus meiner Besinnung auf Isidor von Sevilla entstanden war), entschied ich mich nun lieber für einen Vorschlag Salomo Ibn Gabirols. Ich müsste mich auf einer mittleren Position halten, ohne nach der ersten Ursache oder den letzten Wirkungen dessen zu suchen, was ich las. Ich würde lediglich auf meinem Standpunkt beharren und das Nächste bestimmen, was mich unmittelbar anging. Das hatte zur Folge, dass ich nicht so schnell mit meinem Notizbuch fertig wurde. Aber Gabirol verteidigte in Bezug auf die Lektüre nicht nur eine mittlere Position, dass man irgendwo innehält und sich die nächsten Zeiten und Räume zu eigen macht, vielmehr legte er auch (zusammen damit) ein System fest, das die Kabbalisten später berühmt machen sollten. Jede Lektüre soll vier Ebenen haben: 1. Die des buchstäblichen Sinns (sie kennzeichnet, was wir sehen: Formen, Räume, Höhen usw.). Beim buchstäblichen Sinn wirkt man als Illustrator und kopiert die Wirklichkeit. 2. Die Metapher, was die Sache, die wir sehen, bedeuten könnte. Denn ein Satz verbirgt andere, und manchmal ist das, was wir lesen, nur das Gewand eines darunter steckenden Körpers. Dem französisch-sephardischen Philosophen Derrida gefiel das sehr. 3. Das Ethische. Was wir lesen, gehört zu einem Verhalten. Es steht nicht zufällig da, es verkörpert teilweise eine Moral oder Unmoral. Es ist eine angemessene Idee oder etwas Falsches. Etwas Derartiges war die Lektüre der Umwelt, die die Impressionisten vornahmen. Und 4. Das Mystische, was ich in dem Sinne lese, wie es mich mit der Gottheit verbindet. Diese letzte Lektüre hätte wohl Benjamin sehr gefallen, der die geheimen Namen der Dinge suchte. Wie man weiß (und falls man es nicht weiß, kann man es gründlich erfahren, wenn man zu einem Text Gershom Scholems greift, der „Die geheimen Namen Walter Benjamins“ heißt), hat Benjamin eine Person geschaffen, die den Namen Agesilaus Santander trägt. Manche sagen, das sei ein Engel, der an die Stelle des Golems trete, wenn man entdecken wolle, was es hinter den Namen gebe, den Shem

Kadmon (den Vornamen). Dieser Agesilaus Santander las die Stadt ausgehend von der Verzückung (dass man G'ttes voll ist).

Die Vorschläge Ibn Gabirols und Benjamins faszinierten mich eine Zeit lang bei meiner Lektüre Berlins. Diese fiel unterschiedlich aus, je nachdem, ob ich in einem Zug oder in der Straßenbahn fuhr. Ich las den ganzen Alexanderplatz, ohne größere Hinweise auf Döblin zu entdecken. Dann fuhr ich nach Kreuzberg und suchte nach Spuren eines Märchens aus Tausendundeiner Nacht. Ich glaube, dass ich in einem Stoffgeschäft und in einem audiovisuellen Pornozentrum etwas entdeckte. Ich war auch im Wedding, in der Umgebung des Ostbahnhofs, in Alt-Mariendorf, Lichtenberg usw. An diesen Orten las ich etwas über Anarchisten, arbeitslose Raucher, dicke Kaufleute, durchreisende Italiener, Neonazis, Russen und Ukrainer ohne Dokumente, Kolumbianer, die beweisen wollen, dass sie besser sind als andere, und die unverstanden bleiben, Palästinenser, die so auftreten, als wären sie im Gazastreifen, usw. Tatsächlich ermöglichte mir die vierfache Lektüre, mich vielfältiger in Berlin zu sehen, mich hier nicht als jemand zu fühlen, der die Stadt kennt, sondern als jemand, der sie liest und sie sich davon ausgehend vorstellt und der zugleich lernt, dass die Grenzen verloren gehen und dass dies unsere letzte Chance ist, denn alles Begrenzte ist gefährlich. So etwa, wenn man sich auf eine Datenbasis beruft.

Doch ein und dieselbe Lesemethode erschöpft. Außerdem verliert man allmählich seine Freiheit, je mehr man sich spezialisiert. Darum änderte ich meine Vorgehensweise, mit der ich Berlin las. Ich glaube fest an die Hegelsche Freiheit: Man ist in dem Maße frei, in dem man verbessert, was man weiß, und man versklavt sich, wenn man es unterlässt. Da ich Jude bin und an das glaube, was in der Pesach-Haggada erzählt wird, das heißt, dass wir keine Sklaven mehr sein werden, nachdem wir Ägypten verlassen haben, entschied ich mich für die negative Philosophie des Maimonides, der formuliert, dass man die Dinge durch das versteht, was sie nicht sind. So etwa, wenn ein Gebäude kein Auto ist, ebenso wenig ein Hund oder ein Computer ..., werde ich schließlich wissen, was das Gebäude wirklich ist. Als ich die Gebäude des Potsdamer Platzes las, machte ich im Geist einen großen Rundgang durch Berlin. Das Gleiche erlebte ich, als ich die Synagoge in der

Pestalozzistraße, die Passanten der Kantstraße und die Nikolaikirche las. Ich richtete mich nach dem, was die von mir gelesenen Dinge nicht waren, als ich noch einmal durchging, was ich gelesen hatte, und eine Bestandsaufnahme des im Café Niedergeschriebenen durchführte. Ich habe es Maimonides und dem DAAD-Stipendium zu verdanken, dass ich mich dieser Übung unterziehen konnte, die, wie ich glaube, von grundsätzlicher Bedeutung für das Schreiben ist. Jetzt frage ich mich zum Beispiel, was das Berliner Instituto Cervantes nicht ist.

Ich schließe diesen Vortrag mit einem Bericht.

## MEIN JAHR IN BERLIN

### Tätigkeitsbericht

Merkwürdig ist, dass sechs Generationen Berliner lange Zeiträume und zwei Kriege erlebt haben, ohne sich besonders um eine doppelte Straße zu kümmern, die auf dem Stadtplan erscheint: die Wielandstraße. Ich bin es, der sich tatsächlich wundert, denn es gibt hier ja auch andere Straßen, die sich nicht nur verdoppeln, sondern sogar verdreifachen und die so weit voneinander entfernt scheinen wie Warschau von Limoges, wenn man die entsprechenden Größenunterschiede beachtet (manchmal denke ich im Maßstab einer Eisenbahnkarte). Das erklärt, dass Berlin kein urbanes Zentrum, sondern die Summe aus mehreren Kleinstädten ist, die früher alle selbstständig waren und ihre Plätze, Parks und Straßen ordnen konnten, wie sie wollten. Das sage ich, weil es die Wielandstraße, die Straße, in der ich wohnen sollte, in Charlottenburg gibt, aber auch in Friedenau, und wenn man das einem Taxifahrer nicht eindeutig erklärt oder nicht richtig auf einen Briefumschlag oder ein Paket schreibt und die Postleitzahl nicht unmissverständlich angibt, sorgt man für Verwirrung. So erging es mir: Ich zog in eine Wielandstraße 18 in Charlottenburg und lebte schließlich in der anderen Wielandstraße in Friedenau. Das führte dazu, dass die Synagoge in der Pestalozzistraße (auch diese Straße gibt es doppelt) und das Café Paris, die sich auf dem Stadtplan so nahe bei dem Ort befanden, wo ich zuerst leben sollte, und die ich zu Fuß

erreichen konnte, sich aus dem Bereich meiner morgendlichen Möglichkeiten entfernten. Ich bin ein Mann, der morgens spazieren geht, und ich nutze diese Spaziergänge, um Zeitung und Brot zu kaufen, jemanden zu begrüßen, einen Kaffee zu trinken und ganz wach zu werden. Ich habe es gern, dass mich der Tag auf der Straße in sich aufnimmt.

Natürlich beklage ich mich nicht, weil ich daran dachte, in einer Straße zu wohnen, und schließlich in einer anderen lebte. In der Bibel schafft G-tt die Welt aus dem Tohu und dem Wabohu. Diese Elemente müssten eigentlich mit der Schöpfung verschwunden sein, doch so geschah es nicht: Chaos und Leere sind weiter da und erfüllen die Aufgabe, Verwirrung zu stiften, damit sich nur die Fähigsten als Herren der Lage durchsetzen. Das wirkt wie ein göttlicher Spott, was ich den einzelnen Briefträgern erklärt habe, die Pakete und Briefe in mein Postfach einwerfen wollten. Als Erstes sagte ich ihnen, dass ich ihren Beruf achtete und bewunderte, weil es mich überfordern würde, von Straße zu Straße zu laufen, ohne sich zu irren, obwohl es mehrere entsprechende Adressen gebe. Dazu wäre ich nicht imstande, bekannte ich und fing an, ihnen die Theorie von Chaos und Leere darzulegen. Manche starrten mich unfreundlich an, andere stiegen auf ihr Fahrrad und teilten weiter die Post aus, als wäre ich nicht vorhanden. Einen aber gab es, der mir nicht nur zuhörte, sondern der mich am Ende auch noch umarmte. Er war ein kleiner und dürrer Mann mit einer schmalen und glänzenden Nase. Er machte auf mich den Eindruck, Jude und Pole zu sein. Und dass sein Vater Schneider war.

Nun ja. Jedenfalls begann ich meine Berliner Tage in der Wielandstraße 18, 12159 Berlin (Friedenau), in der Nähe einer S-Bahnstation. Ich lebte in einer von diesen alten, bequemen und großen Wohnungen, die von russischen Bomben getroffen wurden. Sie gefiel mir sehr, weil ich dort merkte, dass ich wirklich in Deutschland war. Wenn ich eine moderne Wohnung mit niedrigen Wänden und Fahrstuhl bekommen hätte, wäre ich nicht zu dieser Schlussfolgerung gelangt, die sich zwar von selbst versteht, mir jedoch wichtig erschien. Natürlich war die Wohnung in der anderen Wielandstraße auch schön und hatte wie die in Friedenau Kriegsschäden abbekommen. Sie lag in der Nähe von Kurfürstendamm und Savignyplatz, zwei Gegenden mit einer gewissen Eleganz. Sie gaben sich alle Mühe,

meine Frau zu entführen, was auch geschah. Sie war nicht mit der Friedenauer Wohnung einverstanden und brachte als Argument vor, zu bestimmten Zeiten gebe es viele Mütter mit Kindern auf den Straßen, dafür wenig Hunde und nachts eine Stille, die sie bedrückte. Von den Türken und Schwarzen, die auf der anderen Seite der S-Bahnstation lebten, sagte sie nichts, aber das hätte sie eigentlich erwähnen müssen. (Sie ist klassenbewusst und erkennt nicht an, dass alle Menschen gleich sind. „Die Kleidung unterscheidet uns“, hat sie erklärt, ohne das weiter zu vertiefen. Manchmal ist ein zusätzliches Schweigen schrecklicher als Worte.) Also nahm sie ihre Koffer und zog in ein Hotel in der Bleibtreustraße, wo sie darauf wartete, dass man die Wohnung in der Charlottenburger Wielandstraße 18 räumte. Ich weiß nicht, wie sie es angestellt hat, vielleicht ging sie zu dieser Wohnung und bat die Mieter liebevoll, auszuziehen. Oder sie hat Küchenschaben in kleinen Flaschen mitgenommen, um sie unter der Tür einzuschleusen. Wie gesagt, ich weiß es nicht, aber jedenfalls war noch kein Monat vorbei, als sie schließlich dort lebte. Stolz auf ihren Erfolg ersuchte sie mich, umzuziehen.

Es kommt vor, dass man dem ersten Eindruck folgt und einem das eine mehr als das andere gefällt. Und wenn man nicht erreicht, was man will, begnügt man sich mit dem, was übrig bleibt. In dem Monat, in dem meine Frau nicht mit mir zusammenlebte, weil sie unbedingt in Charlottenburg leben wollte, richtete ich mich allmählich in Friedenau ein. Zuerst in der Wohnung. Zwar musste ich sie alle drei Tage sauber machen, doch ich konnte meine Bibliothek gut unterbringen, einen großen und hell beleuchteten Platz für meinen Arbeitstisch schaffen, ein Gästezimmer einrichten und die Speisekammer so ausstatten, dass sie wie ein kleiner Laden wirkte. Ich lernte es, die Wäsche meiner Töchter zu waschen und zu bügeln. Sie richteten ihre Zimmer sehr gemütlich ein. Diese kleinen Leistungen veranlassten uns, rundweg abzulehnen, als meine Frau von uns verlangte, die Wohnung in der Friedenauer Wielandstraße aufzugeben. Wir wollten keinen Ort verlassen, mit dem wir schon zurechtkamen, wo uns schon die Nachbarn kannten (man hatte uns bereits zu ein paar Festen eingeladen) und wo wir alles nahe bei der Hand hatten: Supermärkte, Bäckereien, eine Buchhandlung, die Bank, die öffentliche Bibliothek, eine Werkstatt für

häusliche Reparaturen, einen Mann, der jeden Tag einen Teil der Hedwigstraße mit Teddybären voll stellte, den Zeitschriften- und Zeitungskiosk, den Tabakladen, Restaurants, einen alten Nazi, der in einem Schreibwarenladen in der Rheinstraße bediente und sich aus allen möglichen Gründen mörderisch aufregte, einen Würstchen- und Boulettenverkäufer, der in allen Sprachen grüßte, einen Russen, der Selbstgespräche führte, die Türken, die in einer Reihe das Islamische Kulturzentrum betraten und verließen, ein Lokal, in dem ich Tango tanzte, eine Frau auf einem Fahrrad, der eine Katze hinterherlief usw. In dem einen Monat, den wir dort ohne meine Frau lebten, hatten wir eine kleine Welt geschaffen, in der wir uns ohne Probleme bewegten, und wenn wir fortgingen, hieß das, ins Durcheinander und Nichts zurückzufallen. Das äußerte ich ganz klar, und meine Töchter unterstützten meine Entscheidung, diese Wohnung nicht aufzugeben, in der man die Lieder Zarah Leanders, der Comedian Harmonists, Claire Waldoffs und Marlene Dietrichs so gut hören konnte. Nicht etwa deshalb, weil es in Charlottenburg nicht das Gleiche gäbe oder man nicht das Gleiche tun könnte, abgesehen von der einen oder anderen Person. Darum ging es nicht. Es handelte sich um das Milieu, dass man schon jemanden grüßen konnte und über einen Ort verfügte, um Nachrichten zu hinterlassen (das Mädchen, das im Zeitungskiosk arbeitete, leistete uns diesen Dienst). Natürlich entgegnete meine Frau, die unsere Entscheidung nicht anerkannte, alles drehe sich um ein Weib, ich hätte ein Techtelmechtel und sei ein verkommener Kerl (immer gibt es ein abscheuliches Argument, um sich mit einer Ablehnung auseinander zu setzen). Aber sie wollte es nicht an Ort und Stelle nachprüfen. Sie dachte nicht daran, ihre Wohnung in der Charlottenburger Wielandstraße zu verlassen. Außerdem war sie dort sehr beschäftigt, weil sie ihre Freundinnen und ihre Familie empfing. Diese Familie hasste mich, denn als sie zum ersten Mal nach Berlin kam, teilte ich ihr nur die Postleitzahl mit, sodass uns kein Familienmitglied aufspüren konnte. Sie wurden beinahe wahnsinnig, wie ich später erfuhr, weil sie mich ständig anriefen und ich eine Nummer falsch angegeben hatte.

In meinen Berliner Tagen, die Hitze und Kälte, Regen und Wind brachten, suchte mich regelmäßig ein sonderbarer Traum heim: Ich träumte, dass ich in der Charlottenburger

Wielandstraße 18 lebte und dass alles, was mir in Friedenau zustieß, meine Erfindung wäre. So wusch ich gar nicht in der Küche ab, brachte die Mädchen nicht in die Schule und arbeitete nicht an meinem Tisch. Noch viel weniger ging ich auf die Straße, um einen Kaffee zu trinken, die Zeitung zu kaufen oder jemanden zu begrüßen. Sobald ich aufwachte, rannte ich zum Fenster, um mich zu vergewissern, dass nicht stimmte, was ich geträumt hatte. Da waren die Straße, die Bäume, der Nachbar aus der Wohnung unter uns, der Hof mit den Holzscheiten für die englischen Kamine. Je öfter sich der Traum wiederholte, desto mehr Dinge verschwanden allerdings: als Erstes die Mauer, die unseren Hof vom Nachbargebäude trennte. Ich vermutete, der schwarze Mann, der das Haus in Ordnung hielt, hätte sie eingerissen, denn bei einer Versammlung der Hausbewohner hatte man schon von so etwas gesprochen. Dann verschwanden zwei Nachbarn und drei Bäume, die vor dem Haupteingang gestanden hatten. Meinen Töchtern erklärte ich, die Nachbarn seien in Urlaub gefahren. Und die Bäume hätte man wegen ihres Alters gefällt. Was ich nicht erklären konnte, war das Verschwinden der Haupttreppe. Das zwang uns, mit Flaschenzügen und Stricken auf die Straße hinabzukommen. Natürlich nahmen die Mädchen diese Angelegenheit von der lustigen Seite, und sie luden sogar Freundinnen ein, damit sie unsere Methode des Auf- und Abstiegs kennen lernten. Alles wirkte wie ein kleiner Jahrmarkt. Als die Küche und mein Arbeitszimmer verschwanden, wurde ich schon nervös und sah ein, dass die Friedenauer Wohnung ganz untergehen würde, wenn ich weiter diesen hartnäckigen Traum hätte, und dass wir schließlich in diese andere Wielandstraße nach Charlottenburg umziehen müssten, wie es meine Frau wollte.

So kam es, dass ich in den letzten Wochen meines diesjährigen Berlinaufenthalts gezwungen war, nicht zu schlafen, wie ich es tatsächlich bezeugen kann. Dass ich Tag und Nacht mit offenen Augen verbrachte und gespannt aufpasste, damit im Haus nichts weiter verloren ging. In diesen obligatorischen Wachstunden lief ich durch alle U- und S-Bahnstationen, stieg alle Busrouten hoch, besuchte mehrere Gottesdienste, lernte jede Straße und jede Tür in Friedenau-Schöneberg kennen, trat in die Bars und Nachtclubs ein, fand mich bei Fußballspielen, Vorträgen und Kunstausstellungen wieder, belegte Kurse in

der Universität und klapperte jeden Millimeter der Spreeufer und Kanäle am Reichstag ab. Und ich schaffte etwas, was mir nie in den Sinn gekommen wäre: Mitglied der Briefträgergilde Berlins zu werden. Meiner Frau brachte ich Briefe ihrer Familie und Einladungen ihrer Freundinnen. Natürlich erfuhr sie das nie. Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn sie es gewusst hätte. Sie ist überzeugt, dass ich mit ihr in der Charlottenburger Wielandstraße gelebt habe und dass alles, was ich über Friedenau erzähle, reine Erfindung war, eine Art, die Besucher und die Freundinnen der Mädchen zu amüsieren.

In dem Jahr, in dem ich in Berlin lebte, verdoppelten sich die Straßen, und es kam zu konfusen Ereignissen. So etwa hat meine Frau nie in der Charlottenburger Wielandstraße 18 gelebt, der Rabbiner der Synagoge in der Pestalozzistraße wurde beim Jom-Kippur-Gottesdienst kleiner, und die Frau, die auf dem Fahrrad vorbeifuhr und der eine Katze hinterherlief, sollte schließlich die sein, die die Tickets brachte, damit wir zur anderen Meeresseite hinüberfahren konnten.

Vielen Dank.

Geschrieben in Medellín, während ich Zarah Leander singen hörte. August 2006.